

Mein Leben für und mit 15 Doggen durch 37 Jahre

Pia Bracony Schilling

**Mein Leben für und mit 15 Doggen durch
37 Jahre**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-927708-01-3

Gedruckte Erstausgabe 1991

E-Book-Ausgabe 2012

ISBN 978-3-927708-88-4

Alle Fotos wurden von der Autorin zur Verfügung gestellt.

5. Auflage 2012

© Mariposa Verlag 2012

U. Strüwer Drakestr. 8a 12205 Berlin

Fon 030 2157493 • Fax 030 2159528

www.mariposa-verlag.de

Urheberrechtlich geschützt. Jede Veröffentlichung von Text oder
anderen Materialien aus diesem Buch, auch auszugsweise,
ist untersagt! Dies gilt ebenso für Übersetzungen, Vervielfältigungen,
Verfilmung, elektronische Verarbeitung und Ähnliches.

**Tierliebe ist letzten Endes eine Lebensbejahung
und sie beglückt uns Menschen so vollkommen,
weil sie uns ohne Zwecküberlegung
zu guten Taten treibt.
(Verfasser unbekannt)**

Inhalt

Vorwort	9
Wie ich mein Herz für Doggen entdeckte	11
Aida – ein Traum wird wahr	15
Die Hochzeit und ihre Folgen	20
Bambino – mein Trost in schweren Zeiten	27
Amica und Bambino – zwei gute Freunde	33
Cäsar – eine neue Heimat für einen Findling	40
Ella – ein Kobold voller Streiche	47
Pia – eine Epoche meines Lebens	52
Sabattino – eine große Hoffnung wird begraben	59
Vizier – Pias neuer Freund	63
Danny – mein geliebtes Hollandmeisje	65
Aida II – Pias Tochter und ihre Geschwister	70
Amica II – herzlose Nachbarn in Berlin	73
Ador – wiedergefundenes Zuhause	78
Anka – viel mehr als nur ein Gast	81
Abschied von Berlin	85
Carlotta und Beatus – ein Neuanfang im Westen	90
Nachtrag	96

Vorwort

Die Dogge ist ein Lebewesen auf vier Beinen mit sehr viel Verstand, äußerster Empfindlichkeit und Treue bis zum letzten Atemzug. Seit vielen Jahren verfolge ich die gehässigen Zeitungsberichte über Hunde, die ein Kind gebissen haben, ihr Frauchen oder einen Dackel ... Doggen sind auch häufig dabei. Jeden Tag liest und hört man aber genauso Nachrichten über Menschen, die ihresgleichen misshandeln oder töten. Selten wird hier mit solch tiefer Empörung reagiert wie auf entsprechende Meldungen über aggressive Vierbeiner. Dieses Bild muss korrigiert werden.

Die Dogge ist groß, sie flößt Respekt ein, bei Nichtkennern und Hundegegnern auch Angst. Doch nach Unglücksfällen wird oft gar nicht erst der Versuch gemacht, die Gründe in Erfahrung zu bringen, warum der Hund so gehandelt und was der Besitzer falsch gemacht hat. So entstehen Vorurteile über unsere vierbeinigen Freunde, die nur schwer wieder auszuräumen sind. Bruno Gross, der frühere, längst verstorbene Vorsitzende des Berliner Doggenvereins, sagte zu jedem, der sich eine Dogge anschaffte: „Lass den Hund nie auf Manddressur ausbilden, denn dann wird er eine Gefahr allein durch seine Größe und Stärke. Es genügt, wenn die Dogge Unterordnung lernt.“

Seit 37 Jahren halte ich Deutsche Doggen und nur einmal hat eine davon gebissen. Der Rüde – so stellte sich später heraus – wurde schon als Baby hart angefasst und auch geschlagen. Er sollte dadurch lernen zu gehorchen, um sich bei Ausstellungen besser und früher als andere Doggen „vorbildlich“ zeigen zu können. Der Plan seiner Besitzer ging natürlich nicht auf. Aus Angst reagierte der Hund in seinen drei Lebensjahren mit Zubeißen, wann immer ihm etwas wehtat oder nicht passte.

Doggen sind wie Elefanten. Sie erinnern sich über Jahre hinweg an Gutes oder Böses und ganz besonders an Ungerechtigkeiten. Auch in meinem Hundehotel landeten einige Vertreter dieser Rasse, für die wir ein neues Zuhause suchen mussten, weil ihre Besitzer sie nicht mehr halten konnten. Die Gründe dafür waren vielfältig.

Mein Motto war immer: Sei barmherzig und so weit denkend, wie man es nur als Mensch sein kann. Gib die Dogge nie ab, ohne genau zu wissen, wohin sie kommt. Unter Umständen ist es besser, sie einschläfern zu lassen. Stehe ihr stets zur Seite, die Dogge macht das genauso und ist uns ihr Leben lang treu. Gib ihr die Ruhe und Gewissheit, dass sie bis zur allerletzten Sekunde geborgen ist in einem Für und Mit.

Pia Bracony Schilling, 1988

Wie ich mein Herz für Doggen entdeckte

Von meinem nordischen Land, dessen Stolz durch die deutsche Besatzung verletzt wurde, in dem die Zivilbevölkerung gottlob aber sonst wenig von Bomben, Bränden oder Tod spürte und keine großen Verluste und Entbehrungen hatte, bekam ich 1947 die erste Ausreisegenehmigung als Zivilistin und zog in das immer noch total zerstörte Berlin. Ein Reisepass und der Inhalt zweier Möbelwagen waren zu der Zeit schon eine Art Kapital. Ich heiratete den Mann meines Herzens – und damit begann das größte Abenteuer, was ich in meinem Leben erfahren habe.

Das erste bedeutende Ereignis war die Blockade 1948/49. Ich glaube kaum, dass viele Deutsche außerhalb Berlins jemals begriffen haben, was den Berlinern da zugemutet wurde. Erst das Kriegsinferno und dann der Abbruch jeglicher Landverbindung zum Westen – das war schon sehr hart. Nach der Blockade fuhren wir zu Freunden nach Hamburg. Wir hatten Glück, dass wir die Buskarten für diese Reise bekommen hatten. Auch Hamburg war total zerstört. Die Benommenheit, die mich beim Anblick der Stadt überkam, werde ich nie vergessen. Dabei lebte man hier schon fast wieder in relativ guten Verhältnissen, während die Berliner in jeder Beziehung Not litten. Wir kamen uns vor wie Ausreisende aus der ehemaligen DDR, die in den Westen kamen. Vor allem fanden wir gar kein Verständnis, wenn wir über die Schwierigkeiten sprachen, die uns das Blockadejahr beschert hatte. Aber dennoch liebten wir unsere Stadt und fuhren nach dem Wochenende gern nach Berlin zurück.

Was wir alles erlebten, bevor wir endgültig Fuß gefasst hatten, ist kaum zu beschreiben. Wir hausten allein oder mit Freunden, bis es uns gelang, eine kleine Wohnung zu ergattern und mein Mann eine Anstellung auf Probe als Siedesalzverkäufer erhielt. Es war schwierig, in einer Stadt, deren Leben erst langsam wieder in Gang kam, eine gute Stelle zu bekommen. Auch wenn sein Einkommen von anfangs 250 Mark bis 1951 auf 385 monatlich stieg, reichte es kaum aus, um davon unser bescheidenes Dasein zu bestreiten.

In dieser Zeit voller Entbehrungen kaufte mein Mann antiquarisch Bücher – Läden mit Neuerscheinungen gab es kaum und sein Geld hätte dafür auch nicht gereicht. Für mich besorget er Paul Eippers Buch „Die gelbe Dogge Senta“. Damit besiegelte er unsere Zukunft und mein jetziges Leben. Natürlich konnten wir das damals noch nicht wissen. Eines Abends fing ich an zu lesen und hörte nicht mehr auf, bis das Buch zu Ende war. Sehr zum Ärger meines Mannes, der mehrmals wach wurde und ungeduldig sagte: „Herrgottnochmal, mach doch endlich das Licht aus!“ Inzwischen war es draußen schon fast hell geworden. Schließlich schlief ich ein mit dem Gedanken: Ich musste eine Dogge haben!

Aus Vernunftgründen war mein Mann von meiner Idee wenig begeistert. Wie stellte ich mir das vor? Hatten wir doch von unserem geringen Einkommen auch noch unseren alten Dackel zu versorgen, den wir sehr liebten. Woher sollten wir das Geld nehmen, um ein so großes Tier, wie eine Dogge es ist, zu kaufen und zu verpflegen? Ich musste mir etwas einfallen lassen. Am folgenden Sonntag stand ein langer Artikel in der Zeitung über eine Flüchtlingsfamilie aus dem Osten, der man nicht gestattet hatte, ihre Dogge mit ins Notaufnahmelager und auf die Weiterfahrt nach Westdeutschland zu nehmen. Der Hund war inzwischen durch das Berliner Tierheim verkauft worden. Diese Geschichte machte mich sehr traurig. Sie brachte mich aber auch auf die Idee, im Tierheim nach einer Dogge zu fragen. Ohne meinem Mann etwas zu sagen, fuhr ich nach Lankwitz, um mich dort nach einer Dogge zu erkundigen. Ja, man habe eine, hieß es. Hinten im Verkaufsraum stand eine traurige dünne Gestalt, eher eine Art Barsoi, ein russischer Windhund, mit Doggengroßmutter. Es wurde mir klar, dass man eine günstige Gelegenheit nicht mit Gewalt herbeiführen konnte. Also begann ich systematisch nachzuforschen, wo es Doggenhalter gab. Ich wurde von einem zum anderen weiterempfohlen. Doch Berlin ist eine große Stadt und so war ich monatelang unterwegs, bis mich schließlich eine Doggenbesitzerin an den Vorstand des Doggenvereins verwies. Ich selbst wäre darauf nicht gekommen, weil Doggenzucht und -haltung bis dahin für mich unbekanntes Neuland gewesen wa-

ren. Weil ich inzwischen meinen Mann so weit überredet hatte, dass er meinte, man könne sich so ein Tier ja mal ansehen, meldete ich uns bei Herrn Bruno Gross an. Er und seine Familie wurden später enge Freunde von uns.

Herr Gross besaß ein romantisches altes Haus mit einem Fisch- und Geflügelgeschäft am Richardplatz in Berlin-Neukölln. Von dort hatte man eine gute Aussicht auf den Dorfplatz und die alte Kirche und man glaubte sich ins vorige Jahrhundert zurückversetzt. Das Haus selbst war schmal und dunkel. Hinten im Hof hatte es noch die Pferdeställe von früher. Dort lebten drei gestromte Doggen. Herr Gross führte uns in den Hof und sagte: „Bleiben Sie ruhig stehen. Ich lasse die Hunde jetzt raus.“ Die drei Riesen stürmten in den Hof und beschnüffelten uns erst mal ausgiebig. Plötzlich wurde das Fenster im zweiten Stock aufgerissen und Frau Gross rief: „Bruno, Telefon für dich.“ Worauf Herr Gross verschwand; vorher aber sagte er noch zu uns: „Die tun Ihnen nichts. Ich komme gleich wieder.“ So überließ er uns unserem Schicksal. Mein Mann und ich sahen uns an und flüsterten: „Na, groß sind sie ja!“ Wir hatten schließlich vorher noch keine Doggen gehabt. Es passierte jedoch nichts Aufregendes. Die Drei waren offensichtlich mit anderen Dingen beschäftigt.

Herr Gross lud uns anschließend zu sich herauf ein und ich weiß noch, dass es mich beim Betreten der alten Räume durchfuhr. All diese schönen Malereien und Porzellane kann nur jemand sammeln, der so schöne Tiere wie die Doggen lieb hat, dachte ich. Von seinen früheren großen Wohnungen und Zwingern im Osten bekamen wir erst später einen Begriff. Zunächst hörten wir einen allgemeinen Vortrag über Haltung und Fütterung von Doggen und dass es jetzt nach dem Krieg nur wenige dieser wunderbaren Tiere gab und von Zucht keine Rede sein könne. Und wenn überhaupt eine Dogge verkauft würde, wäre der Preis sehr hoch. Eine Familie allerdings kannte Herr Gross, die ihren Hund wegen einer Auswanderung nach Kanada verkaufen musste. Es handelte sich um eine Hündin, drei Jahre alt und blau. Sie wäre mehrmals ausgestellt worden, mit hoher Wertung, und er schätzte, unter 300 Mark würde sie sicher nicht abgegeben werden – ein Betrag, der heute etwa das Zehnfache aus-

machen würde. Er gab uns die Telefonnummer der Familie, wir verabschiedeten uns dankend und fuhren nach Hause.

Einige Tage brauchte ich schon, um meinen Mann zu überreden, auch noch diesen letzten Schritt zu gehen. Denn der Erwerb einer Dogge war ja nun in erreichbare Nähe gerückt. Schließlich willigte er ein und ich lud die Familie mit der Dogge am kommenden Sonntag um drei Uhr zum Kaffee ein. Den ganzen Sonnabend habe ich gebacken, einen Kuchen für die Gäste und Kekse mit Schmalz für den Hund. Am Sonntag lief ich schon ab zwei Uhr zur Gartentür – wir bewohnten die untere Wohnung in einem kleinen Haus. Endlich sah ich die Familie mit einer Dogge von wunderschöner Gestalt. „Bodo, sie kommen!“, rief ich – und damit begann mein Leben für und mit Doggen, 37 Jahre lang.

Aida – ein Traum wird wahr

„Bitte kommen Sie herein.“ Wir setzten uns und zwischen Frau Kilian und mir nahm Aida Platz. Sie war ein „Nachkriegskind“ und von allem angetan, was gut roch. Die Kekse in meiner Schürzentasche haben uns zuerst verbunden. Im Laufe des Nachmittags wich die Hündin nicht von meiner Seite und gegen Abend folgte sie mir auf Schritt und Tritt. Mein Mann und ich saßen noch sehr spät mit Familie Kilian zusammen und erfuhren eine Menge über Doggen. Da wir nie Reserven im Haus hatten, konnten wir unseren Gästen nichts anbieten außer Käse, Eier und Leberwurst. Damit wurden Brötchen belegt, während Herr Kilian und mein Mann am Bahnhof einige Flaschen Bier und eine Flasche Cognac holten. Allmählich musste etwas passieren. Den Preis von 300 Mark hatten die Kilians bestätigt, aber andererseits verstanden sie auch unsere finanzielle Lage und bemerkten außerdem meine große Liebe zu dem Tier. Aida und ich himmelten uns fast gegenseitig an, aber noch war Frau Kilian ihre Besitzerin. Wir waren den Tränen nahe. Sie, weil sie mir gern ihre Aida überlassen hätte, und ich, weil ich nicht genug Geld besaß, um die Hündin zu kaufen. Die Zeit verging immer mehr, bis Herr Kilian fragte: „Wie viel können Sie denn für Aida geben?“ „Höchstens fünfzig Mark“, antwortete mein Mann.

In meinem Kopf brummte es: Einhundertfünfzig Mark Haushaltsgeld hatte ich im Monat. Wenn ich nur einmal mit der Hälfte auskommen würde, könnte ich noch etwa siebzig Mark dazugeben. „Mehr aber auf keinen Fall,“ fügte ich hinzu. Herr und Frau Kilian sprachen miteinander und um zehn Uhr abends übergaben sie uns Aida für einhundertundzwanzig Mark. Die Entscheidung war gefallen! Nun galt es, die Dogge auf den Balkon zu locken, während Familie Kilian verschwand. Gesagt, getan! Die ganze Nacht verbrachte ich bei Aida auf dem Fußboden. Sie war sehr unglücklich über den Besitzerwechsel. Tagelang gab sie keinen Laut von sich. Natürlich hatte sie uns gern, fühlte sich bei uns aber überhaupt noch nicht zu Hause. Das war deutlich zu sehen. Doch nach einigen Tagen bellte sie den Briefträger an.

Aufgeregt rief ich meinen Mann und teilte ihm meine Freude mit. Ich sah das als Zeichen an, dass Aida bei uns angekommen war. Allerdings streckte sie noch monatelang ihren Hals, wenn ich mit ihr spazieren ging und eine weibliche Gestalt vom Weitem auf uns zukam.

Wir bekamen Aida in einer Zeit, in der wir noch kein Auto hatten und nur mit Bus oder U-Bahn fahren konnten. Sie lernte schnell. Ich hatte immer eine kleine Decke dabei, die ich auf den Platz neben mir legte. Schließlich musste ich ja sowieso zwei Fahrkarten lösen. Aida saß stets mit mir auf der Bank, teils zur Empörung, teils zum Amüsement der übrigen Fahrgäste.

Von Freunden hatten wir ein Kinderbett bekommen. Aus dem wurde eine schöne Doggencouch, indem wir die Längsseiten entfernten. Und da nach Paul Eipper eine Dogge zwar zugeheckt, die Decke aber nicht auf dem Fell liegen sollte, fanden wir mit Besenstielen eine gute Lösung, die Decken über dem Bett aufzuhängen.

Frau Kilian war noch in der Stadt und arbeitete als Schuhverkäuferin. Etwa vier Monate nach Aidas Einzug bei uns besuchte ich sie mit der Hündin. Ich wollte bestätigt haben, wo sich mein Hund nun wirklich zu Hause fühlte. Aida freute sich sehr, ihr früheres Frauchen zu sehen. Schließlich sagte ich: „Aida, Mutti geht jetzt. Kommst du mit oder willst du hier bleiben?“ Mein Herz klopfte dabei. Langsam ging ich zur Treppe. Aida stand erst unschlüssig, kam dann zu mir und ging wieder zu ihrem früheren Frauchen. So machte sie es eine Weile, bis sie sich umdrehte und mit mir die Treppe hinunterging. Ich setzte mich mit weichen Knien auf die unterste Treppenstufe und umarmte sie zärtlich. Jetzt gehörte sie endgültig mir, meine liebe, geliebte Dogge.

Unsere Wohnung war klein und nicht sehr sonnig. Außerdem wohnte über uns eine Familie mit einem Drahthaarfox, der jedes Mal, wenn er an unserer Tür vorbeikam, Aida ausgiebig anbellte. Eines Tages erwischte die bis dahin immer gutmütige Hündin ihn vor der Gartentür. Sie ging ganz ruhig auf ihn zu, fasste ihn dann blitzschnell im Nacken und schleuderte ihn einige Meter weit weg. Der Terrier gab, seinem Charakter entsprechend, nicht auf und versuchte wieder und wieder, Aida anzuspringen

und nach ihr zu schnappen. Aber als er zuletzt in hohem Bogen durch die Luft flog, wurde er ganz klein und ruhig. Nie mehr hat er vor unserer Tür gebellt, er huschte nur noch eilig daran vorbei.

Eines Tages wurde in der Zeitung ein kleines Haus an der Clayallee zur Miete angeboten. Drum herum war ein schöner großer Garten. Schon vor acht Uhr morgens begab mein Mann sich zur Wohnungsvermittlung. Es stand bereits eine Menschenmenge von Bewerbern die Treppe hinunter bis auf die Straße. Die Aktentasche unter den Arm geklemmt, ging mein Mann an dem Bewerberstrom vorbei. Höflich seinen Hut ziehend sagte er mehrmals: „Guten Morgen, meine Damen und Herren. Das Haus ist leider schon vergeben.“ An der Bürotür wurde er schnell eingelassen – und bekam das Haus.

Es war ein bezauberndes Anwesen, umgeben von zwei tierliebenden Nachbarn und einer Familie, die Hunde zumindest tolerierte. Das Haus hatte lange leer gestanden; die Tapeten mussten vollständig abgerissen und erneuert, die Wände abgeseift und gestrichen werden. Ein Freund von uns, der Ofensetzer war – nach dem Krieg eine sehr lukrative Beschäftigung –, baute uns im Wohnzimmer einen kleinen, offenen Kamin im Biedermeierstil. Da unsere Geldmittel immer noch sehr begrenzt waren, mussten wir die gesamte Renovierung allein bzw. mit Hilfe unserer Freunde bewerkstelligen. Danach brauchte ich etwa einen Monat, um das Haus gründlich zu säubern. An neue Besen, Schrubber etc. war nicht zu denken und so musste ich diese Gerätschaften täglich zwischen unserer Wohnung und dem Haus hin und herschleppen. In Dänemark, wo ich herkomme, werden wir ja buchstäblich auf einem Fahrrad geboren. Also schnallte ich Eimer, Bürsten und die anderen Reinigungsmittel auf den Gepäckträger und rechts neben mir lief – das war das Wichtigste – meine treue Begleiterin Aida.

Zu der Zeit, es war im Jahr 1952, gab es noch nicht viel Straßenverkehr in Berlin, Autos waren erst recht dünn gesät. Wenn unser kleiner Dackel sich vor dem Haus sonnen wollte, fuhren die alten Klapperkisten im Schrittempo einen Bogen um ihn herum. Manchmal waren Aida und ich gnädig und stopften außer allen anderen Notwendigkeiten auch noch Tapsi mit aufs

Fahrrad. Er nahm dann Platz in dem Einkaufskorb, der vorne an der Lenkstange hing. So ausgerüstet fuhren wir die fünf Kilometer hin zu unserem Ziel und abends wieder zurück. Um fünf Uhr morgens ging es los. Zu der Zeit waren selbst der Teltower Damm und die Clayallee noch wie ausgestorben. Wenn wir bei dem kleinen Haus ankamen, saß immer eine dicke Ratte auf dem Dach des Kohle- und Geräteschuppens im Garten. Sie putzte sich seelenruhig mit den Pfoten die Schnauze. Wenn ich dann sagte: „Aida, guck mal, die Ratte auf dem Dach“, bellte und sprang sie, bis das Tier weg war. War Tapsi dabei, dann bellte auch er, ohne zu wissen warum. Er war schon vierzehn Jahre alt, hörte und sah nicht mehr gut. Zweieinhalb Jahre später starb er; wir begruben ihn auf unserem Grundstück. Als wir 1955 erneut umzogen, in die Leuchtenburgstraße, unserem Traumhaus, wurde Tapsi exhumiert und dahingebacht, wo Aida lebte und später auch begraben wurde. Wie hätte ich unseren kleinen, treuen Lebensgefährten der Kriegs- und Nachkriegszeit irgendwo alleine lassen können, der immerhin drei Jahre in einem Keller bei Flensburg ausgehalten und von Mäusen im Wald und Muscheln an der Förde gelebt hatte, bis wir ihn endlich nach Berlin holen konnten.

Mit dem Haus in der Clayallee fing ein so schönes Leben für uns an, wie wir es nie zuvor gehabt hatten. Die Stellung meines Mannes festigte sich. Er leitete jetzt die Berliner Abteilung der Saline Schöningen. Unterbrochen wurde diese Zeit nur durch einen bösen, unverschuldeten Autounfall bei Bremerhafen, wo wir mit einem befreundeten Ehepaar einen amerikanischen Heimkehrer abholen und meinen Geburtstag mit einem Fischesen ausgiebig feiern wollten. Stattdessen fanden wir uns für drei Monate im Krankenhaus wieder. Mein Mann konnte nach einem doppelten Schädelbruch nie mehr ganz gesund werden. Sein Zustand besserte sich jedoch und er lebte noch sechzehn Jahre lang mit Durchblutungsstörungen und anderen Folgeerscheinungen des Unfalls.

Es dauerte weit über ein Jahr, bis wir wussten, ob und in welcher Höhe wir eine Entschädigung gezahlt bekommen würden. Ich grübelte Tag und Nacht, wie man die Abfindungssumme am besten anlegen könnte, und kam auf die Idee, eine Hundepen-

sion einzurichten, sobald wir ein geeignetes Haus dafür gefunden haben würden. Während des Krieges und danach hatte ich erfahren, wie bitter es sein kann, wenn man seine geliebten Tiere wegen einer Krankheit oder eine Reise, auf der sie nicht mitkommen können, für eine bestimmte Zeit abgeben muss. Ein halbes Jahr nach dem Unfall kam bei uns ein „Schwarzer Wachmann“ vorbei. So nannte man die Deutschen, die im amerikanischen Sektor, in dem wir wohnten, vor den Häusern der Amerikaner Wache hielten. Er sagte: „Entschuldigen Sie, Frau Schilling, ich habe von meinem Amerikaner den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie nicht Ihre wunderschöne Hündin mit seinem Rüden verheiraten wollen. Immerhin ist sein schwarzer Rüde der berühmte Berliner Ausstellungssieger. Mein Amerikaner ist ein sehr netter Mensch. Er wohnt auf der anderen Seite der Clayallee.“ Der Mann gab mir den Namen, die Adresse und die Telefonnummer seines Arbeitgebers und nachdem ich mit meinem Mann gesprochen hatte, rief ich den Herrn an. Mister Bruce Wilson, so hieß er, wurde unser bester Freund. Einen so großzügigen und selbstlosen Menschen habe ich weder früher noch später getroffen.



1952: Aida,
gleich nach dem Kauf